

Kunst mit Glück

Das Werk als Gabe und Vergleich

© Michael Kröger 2020

*„Kunst demonstriert immer die beliebige Erzeugung von Nichtbeliebigkeiten
oder die Zufallsentstehung von Ordnung“*

Niklas Luhmann¹

*„Dasein heißt unweigerlich immer auch Sich-Vergleichen. Wir sind dank der
modernen Medien allesamt zu Komparatisten des Glücks und des Unglücks
geworden“*

Peter Sloterdijk²

Kunst ist heute viel weniger als ein finales Werk als vielmehr als eine offene, sich selbst beobachtende Prozedur zu begreifen. Prozeduren vermitteln Nutzer*innen offen gelegte Anlässe, sich selbst während des Betrachtens einmal anders zu begegnen. Die Produktion von derartig *unverwechselbar gemachter Kunst* basiert heute auf der Sichtbarmachung ihrer Möglichkeiten und der Evidenz ihrer spezifischen Prozeduren. Alles kann gegenwärtig in Form eines Vergleichs verglichen werden doch nicht alles muss als Kunst wahrgenommen werden. Ein aktueller Sinn von Kunst liegt in der Erkenntnis und Dokumentation ihrer evident gemachten *Unvergleichbarkeit*.

Kunst, so glauben Kunstgläubige, unterscheidet Nichtbeliebiges von Beliebigen – wobei sofort die Frage entsteht, ob diese Unterscheidung heute überhaupt so eindeutig noch realisierbar ist oder ob nicht der Faktor Fiktion in diesem Vergleich zu Unrecht ausgeblendet wurde.

Jede Darstellung bezieht sich auf die jeweils eigenen Möglichkeiten: sie enthält die Option einer Vergleichbarkeit mit sich selbst und mit anderen Kontexten außerhalb des Kontextes. Ein Vergleich dokumentiert ein Ereignis einer jetzt realisierten Vergleichbarkeit und erzeugt eine Fiktion gewordene Form von Darstellung. Hieraus ergeben sich notwendig weitere Schlussfolgerungen.

Vergleiche steigern die Aufmerksamkeit und die Geistesgegenwart derjenigen, die diese Operationen realisieren und eröffnen neue, bisher nicht wahrnehmbar gemachte Bedeutungsressourcen.³ Ein Vergleich erzeugt weiterhin einen Anspruch auf Erwartungen – vor allem die Erwartung, dass im Kunstkontext etwas nicht-beliebig zu Erzeugendes wenigstens eine robuste Beziehung zur Kunst markiert: Ein aktives Moment der Erzeugung von Nichtbeliebigkeit (Kunst) entsteht durch einen neuartigen Vergleich in und mit einer Form, die ein aktuelles Vergleichen von dem unterscheidet, was sie als Fiktion neu produziert und so (und eben nicht anders) in die Welt stellt.

Die Option etwas Nichtbeliebiges zu erzeugen entsteht in der Anwendung eines historisch neuartigen Vergleichens: Der Vergleich vergleicht, indem dieser paradoxerweise jetzt etwas vergleichbar Gemachtes realisiert – und erneut unterscheidet. Auf diese Weise wird Beliebigen in Nichtbeliebiges verwandelt vor allem aber auch Komplexität reduziert. *Kunst entscheidet nicht – sie unterscheidet vergleichbar Gemachtes von Unvergleichbarem* : zwischen der Form ihrer Darstellung und dem Raum einer Fiktion, die sich aus der Lösung dieses Problems eben an dieser Stelle ergeben hat.

Glückliche Lügen – unvergleichliche Momente

Vergleiche entstehen dadurch, indem man sie unternimmt. Ein Vergleich eröffnet Fragen nach dessen Unvergleichbarkeit ohne restlos zu erklären worin

dessen Evidenz bestehen mag. Hierzu ein Beispiel: die nichtbeliebige Vergleichbarkeit von *Kunst mit Glück*.

Was hat die Frage nach dem Glück mit dem Rätsel von Kunst zu tun? Wer so spezifisch und komplex zugleich fragt, der hat sich möglicherweise schon an der Komplexität dessen, wonach diese Frage eigentlich zielt, vergriffen: nichts ist bekanntlich ungewisser, vergänglicher und provozierender als das *Glück* – und nichts ist unsicherer, irritierender und zeitbedingter als das Phänomen, das wir in Ermangelung eines angemesseneren Begriffs nach wie vor mit *Kunst* umschreiben. Auch der leicht durchschaubare Trick eine Leerstelle (Glück) mit dem einer noch unbekanntem Variablen (Kunst) zu koppeln, erscheint jetzt als ein smartes sprachliches Manöver - vielleicht eine Form von bewusst vorausschauenden Intelligenz? Das Verhältnis zwischen Glück und Kunst, Leben und Vergleich betrifft ganz unterschiedliche Dimensionen. Ein lebenslanges Unglück kann es kann etwa bedeuten vom Glück einer Bildung ausgeschlossen zu sein; einer kann von Glück reden mit dem Leben davon gekommen zu sein. Und wer hat in seinem Leben noch kein *Glück im Unglück* gehabt?

In der Kunst ist Glück eigenartigerweise (noch) kein Maßstab für die Kunst – und gerade deswegen eine Herausforderung. „Wer sagt er sei glücklich, lügt, indem er es beschwört.“ hat Theodor W. Adorno in seinen *Minima Moralia* formuliert.⁴ Eher ist es wohl tendenziell das Unglück (und nicht das Glück) gewesen, die Unsicherheit und die Bereitschaft zu irritieren, Grenzen zu verändern, die für Künstler*Innen einen Anlass bieten, Kunstwerke zu schaffen. Trotzdem gibt es in der Kunst auch kurze rätselhafte Momente von Glück – etwa, wenn man sprachlos vor Faszination vor einem Kunstwerk steht und sich über die Energie wundert, die dieses ausstrahlt. Glück lässt sich bezeichnenderweise *nicht* steigern – es ist gewissermaßen in sich selbst autonom und auf Fremdbestimmungen nicht angewiesen. Glück ist vor allem retrospektiv

orientiert: es erzählt von der Erinnerung, die jemandem erfährt, dem etwas gelingt. Wem ein Unglück widerfahren ist, kann sich vor diesem in Sicherheit bringen, indem er es nicht vergisst. Kunst handelt nicht selten von Brüchen und inneren Veränderungen – inspiriert durch Begegnungen mit existierender oder auch künftig entstehender Kunst. Ein Unglück muss nicht Unglück bleiben – es kann zu einem einzigen Moment in sein Gegenteil verwandelt werden: In der Anmut von Bewegungen, in der Freiheit eines Pinselstrichs, in der Fremdheit von Ideen, in der Coolheit im Neuen.

Die Erfahrung von Glück ist demnach *unvergleichbar* und *nichtbeliebig*. Sie erscheint häufig unerwartet in unterschiedlichsten Bildern, in ambivalenten Gefühls- und Gedankenlagen. Glück entsteht in der Kunst als eine Frage nach der eigenen Positionierung, der Fähigkeit jetzt zu etwas einzigartig Unbekanntem Stellung zu beziehen.

Freiwilliger Zwang – *Gabe* und *Dankbarkeit*

Die Fokussierung einer/s Betrachter*in auf die Rezeption eines Kunstwerks lässt sich vielleicht mit einer grundlegenden sozialen Wechselwirkung zwischen Menschen und Dingen vergleichen: so wie Betrachter*innen versuchen, eine neue Beziehung zu einem Werk oder Objekt herzustellen und dabei auf unerwartete Assoziationen und Vergleichsmomente stoßen, um deren Einzigartigkeit zu formulieren, so könnte man die Erfahrung, die ein Werk seinen Rezipienten ermöglicht mit dem sozialen Modus der *Dankbarkeit*⁵ vergleichen.

Die Rezeption eines Kunstwerks erscheint demnach im Setting eines sozialen Ereignisses, in dem eine Gabe ihr Gegenüber in eine Art freiwillige Zwangslage versetzt. Anders als eine spontane Dankbarkeit, die man zunächst freiwillig in dem Moment empfindet, indem man etwas vom Gegenüber völlig ohne Zwang

entgegen nimmt, ist die „Freiwilligkeit“ bei der Entgegennahme einer Gabe nur eine temporäre und wird am Ende auch als eine Art „zwangloser Zwang“ erfahren. Kunst lebt vom Glück, dass die Rezeption, die sie auslöst und aktiviert, vom Empfangenden als eine *Bewusstsein schaffende Gabe* erfahren wird, die dabei ihrerseits eine unvergleichbare, doppelte Beziehung eröffnet: sie erscheint als Einheit einer Form von Freiwilligkeit und wie unter einem Zwang, deren *Unvergleichbarkeit* bestätigen zu wollen.

Anmerkungen

¹ Niklas Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft*, Ffm.-1997, S. 506.

² Peter Sloterdijk, *Komparatisten des Glücks* (2004) . In: ders., *Ausgewählte Übertreibungen. Gespräche und Interviews* . Berlin 2013, S. 226.

³Vgl. Ansgar Schmidt, *Der kunstübergreifende Vergleich*. Würzburg 2001; Wolfgang Ullrich, *Des Geistes Gegenwart*. Berlin 2014. Hartmut von Sass, *Leben im „Zeitalter der Vergleichung“*: In: Merkur, März 2020

⁴ Theodor W. Adorno, *Minima Moralia*, Ffm 1979, S. 143.

⁵ „Man kann sagen, dass er (der Dank, M.K.) hier im tiefsten überhaupt nicht darin besteht, dass die Gabe erwidert wird, sondern in dem Bewusstsein, dass man sie nicht erwidern könne, dass hier etwas vorliegt, was die Seele des Empfangenden wie in einen gewissen Dauerzustand der anderen gegenüber versetzt, eine Ahnung der inneren Unendlichkeit eines Verhältnisses zum Bewusstsein bringt, das durch keine endliche Betätigung vollkommen erschöpft oder verwirklicht werden kann. Dies berührt sich mit einer andern tiefgelegenen Inkommensurabilität, die den unter der Kategorie der Dankbarkeit verlaufenden Beziehungen durchaus wesentlich ist. Wo wir von einem andern Dankenswertes erfahren haben, wo dieser »vorgeleistet« hat, können wir mit keiner Gegengabe oder Gegenleistung - obgleich eine solche rechtlich und objektiv die erste überwiegen mag - dies vollkommen erwidern, weil in der ersten Leistung eine Freiwilligkeit liegt, die bei der Gegenleistung nicht mehr vorhanden ist. Denn zu ihr sind wir schon moralisch verpflichtet, zu ihr wirkt der Zwang, der zwar nicht sozial juristisch, sondern moralisch, aber immerhin ein Zwang ist.“

Georg Simmel: *Dankbarkeit. Ein soziologischer Versuch* . Aus: Der Morgen. Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und hrsg. von Werner Sombart zusammen mit Richard Strauß, Georg Brandes und Richard Muther unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal, 1. Jg., No. 19 vom 18. Oktober 1907, S. 593-598 (Berlin)

<http://socio.ch/sim/verschiedenes/1907/dankbarkeit.htm>